Die Thiersage

Jakob Nover

GR705
N85

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

H. Pigeon.

Digitized by Google

Die Thiersage.

Von

Dr. Jakob Nover.
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Es wird von den Koryphäen der Germanistik, von Grimm und Wackernagel, behauptet, daß die Thiersage bei unseren Vorfahren in ihren ersten Anfängen in ein hohes Alter hinaufreiche, in eine Zeit, da sie noch als Jäger, Fischer, Hirten und Ackerbauer in vertrauterem Umgang mit der Natur und Thierwelt lebten. Von anderen namhaften Germanisten, wie Müllenhoff und Scherer, freilich wird aus dem Fehlen von Anspielungen auf Thiersagen in unseren ältesten Heldengeschichten geschlossen, daß die Entstehung von Thiersagen nicht über das 12. Jahrhundert zurückgehe, daß es von Geistlichen verfaßte Gedichte mit satirischer Tendenz gewesen, theils zur Ausmalung bekannter Bibelstellen, theils in Nachahmung Aesops, sowie anderer älterer, auch arabischer Quellen. Die Art aber, wie jene beiden Altmeister der Germanistik ihre Ansicht begründen, hat allerdings auf den ersten Anblick etwas Einschmeichelndes und Bestechendes. Und wenn sich auch die Existenz einer schriftlich ausgebildeten Thiersage oder eines größeren Thierepos vor dem 12. Jahrhundert nicht nachweisen läßt, so ist es doch nicht unwahrscheinlich und undenkbar, daß eine Behandlung von Thiersagen oder Thiermärchen wenigstens im Volksmunde schon früher bei unseren Vorfahren vorgekommen ist. Wie noch heute die Kinder des Volkes allerorten mit den Thieren reden, als wenn sie Ihres-

5.30.23 Lipsius.
GR705 .N85 (RECAP)
512476
Digitized by Google

gleichen wären, so standen auch unseren Ahnen früher die Thiere des Waldes und Feldes näher. Ihrem aufmerksamen und theilnahmsvollen Auge konnte nicht entgehen, einmal wie ähnlich das Wesen der Thiere dem menschlichen ist, und wie doch andererseits dieselben uns in so mancher Hinsicht übertreffen. Welcher Mensch könnte sich an Schärfe des Gesichtes mit einem Raubvogel vergleichen, der aus verschwindender Höhe mit Sicherheit auf seine Beute herabstürzt, wer könnte an Feinheit des Geruchs und Gehörs sich mit einem Hunde messen, wer es einem Pferde an Schnelligkeit im Laufe zuvorthun? Und wie beneiden wir den Aar, der im weiten Aether gleich einem Könige der Lüfte umherschwebt! Mit einer gewissen scheuen Verehrung blickte der Mensch der Vorzeit zu diesen von der Natur bevorzugten Geschöpfen auf. Dazu kam das fabelhafte Alter, das man gewissen Thieren der Wildniß beilegte, ein Alter, das selbst dem gottbegnadetsten Menschen hienieden zu erreichen versagt ist. Auch bei den Griechen und Römern finden sich solche übertriebene Altersangaben bezüglich der Thiere. So legt Hesiod der Krähe eine neunmal größere Lebensdauer als einer Menschengeneration bei, d. h. 270 Jahre, dem Hirsche vier Krähenalter, also 1080, und dem Raben gar drei Hirschesalter, folglich 3240 Jahre. Damit steht in engem Zusammenhang die Räthselhaftigkeit ihres Todes, insofern sie von selbst sterben; ja, der irrige Glaube, daß man keine Vogelleichen finde, dauert bis auf unsere Tage. Der Abstand zwischen Mensch und Thier erschien vor alters nicht so groß wie heutzutage. Dies geht aus den mancherlei Sagen von Verwandlungen der Menschen in Thiere und umgekehrt, sowie aus der Annahme einer Art Seelenwanderung hervor. Begegnet man doch heute noch dem gruseligen Aberglauben vom Währwolf, d. h. einem in einen reißenden Wolf verwandelten Menschen. Und lesen wir nicht in Sagen und Märchen, daß einem sterbenden Kinde

Digitized by Google

die Seele in Gestalt eines Mäuschens entschlüpfe oder als Vogel entfliege? Ja selbst die Götter wählten nach dem Glauben unserer Vorfahren gerne Thiergestalten zu ihren höheren Zwecken. Wer konnte Einem also dafür bürgen, ob nicht der Wolf, dem man begegnete, oder der Vogel, den man über sich schweben sah, einen Menschen, wenn nicht gar einen Gott in sich bärge? Vor ihren unverständlichen Lauten, die gleichwohl wie eine geheime Sprache klangen, stand man wie vor einem Wunder. Man konnte nicht anders annehmen, als daß sie an den Geschicken der Menschen theilnähmen, ja, mitunter in dieselben eingriffen, wohl gar als Theilnehmer im Rathe der Götter oder geradezu als deren Boten. Nur wenig auserlesenen, von der Gottheit bevorzugten Menschen war es vergönnt, ihre Sprache zu verstehen. So lauschte Siegfried nach der Erlegung des Lindwurms dem weisen Rathe zweier Vögel im Gebüsche. Ja man glaubte an eine Zeit, da ein inniger Gedankenaustausch zwischen Thier und Mensch bestand wie zwischen Völkern, und daß die Sprache der Thiere durch die Schuld der Menschen vor ihnen verstummte oder sich auf unverständliche Laute beschränkte. Nur der unverdorbene Naturmensch in der Kindlichkeit und Harmlosigkeit seines Verkehrs ist, wie Rückert so schön in dem Volksliede singt, „unbewußter Weisheit froh, vogelsprachekund, wie Salomo!"

Kein Wunder also, wenn man Gang oder Flug, sowie Geschrei der Thiere aufmerksam beachtete, daß man sich daraus Glück oder Unglück voraussagte. Und wie man sich scheute, die Gottheit mit dem wahren, eigentlichen Namen zu nennen, so umschrieb man auch oft die Thiernamen. So nennt der Bauer in Schweden den Fuchs noch heute lieber „Waldgänger", den Wolf „Graubein", den Bären, weil er Honig nascht, „Süßfuß", oder mit dem begütigenden Schmeichelwort: „Großvater". Den innigen Beziehungen zur Thierwelt entsprechend, verleihen sich

Digitized by Google

aber auch die Menschen gerne Thiernamen, wie vom Adler abgeleitete, z. B. Aro, Arnamar (d. i. adlerberühmt) und Arnhild („Adlerkrieg"), ferner Hraban (Rabe), Isanpero (Eisenbär), Eburgrim (Eberhelm), Wulf (Wolf), Vulfila (Wölfchen) u. dgl.

Lagen nun solche innige Wechselbeziehungen zwischen Thier und Mensch vor, so war es auch natürlich, besonders auffallende Thiercharaktere zum Gegenstand der Dichtung zu machen. Freilich boten diese keinen so reichhaltigen Stoff von wirklichen Begebenheiten, wie sie uns das Epos der Heroenzeit oder der Weltgeschichte im Laufe der Zeiten vorführt. Die Phantasie mußte ihnen eine Geschichte erdichten, und hierzu baute die Vermenschlichung der Thiere die Brücke. Dadurch, daß die Thiere handeln und reden wie Menschen, vergessen wir, daß sie eigentlich nur wirkliche Thiere sind, und außerdem greifen richtige Menschen mit ein. Ja, in dieser Verkleidung menschlicher Typen, in der eigenthümlichen Vermischung menschlicher Leidenschaften mit unverkennbar thierischen Zügen liegt ein ganz unbeschreiblicher Reiz, ein Reiz, der dem Heldenepos abgeht. Es liegt darin zugleich ein so köstlicher, ungesuchter Humor, daß wir uns eines gewissen ästhetischen Behagens gar nicht erwehren können. Wir erinnern nur an das urkomische Leichenbegängniß der Henne im Reineke Fuchs, wo ihr mit feierlichem Pathos vor der Bahre das Todtenamt gesungen und die tragische Grabschrift gesetzt wird. Doch es drängt sich uns hier die Annahme auf, daß wir es mit einer beabsichtigten Satire zu thun haben, wenn der Wolf sich als Klosterbruder meldet und um die Tonsur bittet, und noch sarkastischer wirkt der Fuchs im Pilgerkleide, wenn er bei der Beichte seiner Missethaten nach den Hühnern schielt. Wie wir später noch ausführlicher hervorheben werden, haben wir es hier mit satirisch verkleideten Menschen zu thun. Und doch bleiben ihnen die charakteristischen Eigenheiten der Thierwelt. Der Hahn singt auf einem Beine stehend mit

Digitized by Google

geschlossenen Augenlidern, der Fuchs wendet im Kampf mit dem Wolf seine angeborenen Kniffe an, die Katze kann die Gier nach Mäusen, der Bär die Lust am Honig nicht verleugnen. Eben in der geschickten Verschmelzung des Thierisch-Menschlichen liegt der unsagbare Reiz der Thierdichtung. Und diesen Geist hat auch die Kunst in der Darstellung zu erfassen, wie dies Kaulbach so meisterhaft verstanden. Zugleich erhebt sich die Thiersage — insofern von einer solchen im eigentlichen Sinn überhaupt die Rede sein kann — an Frische und Lebendigkeit weit über die gewöhnliche Fabel oder ein Märchen, in denen irgend eine Lehre oder Moral nur im außermenschlichen Gewande gepredigt werden soll. Zu letzteren können ja auch todte oder scheinbar leblose Gegenstände redend und handelnd eingeführt werden, wie Stühle, Tische, Steine, Pflanzen u. dgl. So entbehren die Fabel und das Märchen von vornherein der Wahrscheinlichkeit oder Menschenähnlichkeit, sie ermangeln des frischen, natürlichen Lebens, sie lassen vor allen Dingen jenen feinironischen Zug vermissen, der eben in der Doppelnatur des Menschenthiers liegt. Natürlich eignen sich nicht alle Thiere zu Parallelen mit Menschen; kleine, unbedeutende entziehen sich zumeist menschlicher Beachtung, wenn sie nicht hervorstechende Eigenschaften verrathen, wie z. B. die Ameise. Ebenso stehen uns die Vögel schon vermöge ihres Fluges ferner, und selbstverständlich liegen uns die einheimischen und vor allem die Hausthiere am nächsten und unter letzteren auch nicht gerade diejenigen, welche sich wie Pferd, Ochs und Esel in gänzliche Dienstbarkeit des Menschen begeben haben, weil sie hierdurch zu zahm und prosaisch geworden. Unabhängiger erscheinen schon der Hahn und die Katze. Eigenthümlich ist dann freilich die Thatsache, daß mit der Einführung der Hauptträger der Thierdichtung, wie Fuchs, Wolf, Bär, Kater ꝛc. von der Gattung, d. h. der Vielheit, ganz abgesehen wird und jeder als einzig in seiner Art erscheint.

Digitized by Google

Wo fremde, nicht in Deutschland einheimische Thiere auftreten, wie z. B. der Löwe als König, dürfen wir mit aller Bestimmtheit Einflüsse griechisch-römischer, wie orientalischer Thierdichtung annehmen.

Die Hauptträger der Thierdichtung sind der Wolf und der Fuchs, weil sich in ihnen, nach Grimm und Wackernagel, die hervorstechenden Eigenschaften der alten Germanen, die kriegerische Tapferkeit und List wiederspiegelten. Dies besagen auch die Namen der beiden Hauptheldeu Isengrim („Eisenhelm") und Reinhart (d. i. „rathgewandt"). Auch bei den Griechen und Römern findet sich in ihren Thierfabeln des Aesop und Phädrus dieser Gegensatz ausgeprägt, wie in der Heldensage durch die Personen des Ajax und Odysseus; in den indischen Thierfabeln nimmt die Stelle des Fuchses der Schakal ein. Als dritte Hauptfigur erscheint der Löwe, und für den Orient ist dies auch ganz natürlich. Nun ist aber der Löwe in Deutschland gar nicht einheimisch und sicherlich aus der Aesopischen Fabel entlehnt. Der eigentliche König der germanischen Wälder ist ohne Zweifel der Bär, wie ihn die Finnen und Esthen ausdrücklich als solchen bezeichnen; er heißt dort Ohto oder Otso und bei Letzteren Ot. Aber auch in deutschen Thiergedichten finden sich noch Spuren von der einstigen Königsherrschaft des Bären.

Vergleichen wir nun die Helden der Thierwelt mit den menschlichen Heroen, einem Siegfried oder Hagen, so entbehren freilich bei aller Aehnlichkeit gemeinsamen Rachedurstes und grausamen Hohnes die thierischen Charaktere jener edleren Züge der Liebe, Treue, Freundschaft und Großmuth, wie sie z. B. aus dem Nibelungen- und Gudrunliede uns entgegenleuchten. Isengrims Heldenhaftigkeit wird durch seinen räuberischen Sinn und seine Gier beeinträchtigt; ebenso fordert Reinekes Schlauheit durch die Anwendung der verwerflichsten Mittel und seine fühl-

Digitized by Google

loſe Schadenfreude unſere ſittliche Mißbilligung heraus, um ſo mehr, als der Fuchs zum Wolf in verwandtſchaftlicher Beziehung erſcheint. Iſt ja doch das lateiniſche vulpes, Fuchs, offenbar dasſelbe wie unſer „Wolf“. Und ſo werden auch häufig in der Thierfabel Fuchs und Wolf miteinander verwechſelt. Die Verwandtſchaftsverhältniſſe zwiſchen beiden werden nicht nur dadurch angedeutet, daß der Fuchs den Wolf als Oheim anredet, ſondern ſie gipfeln ſogar in einem förmlichen Liebeshandel zwiſchen Fuchs und Wölfin; die älteſte Fabel weiß allerdings bloß von einer Gevatterſchaft, indem der Fuchs dem Wolf ein Kind aus der Taufe gehoben hat. Auch pflegt ſonſt wohl das kleinere und ſchwächere Thier vertraulich und einſchmeichelnd gegen das größere den Namen „Oheim“ anzuwenden, wie der Fuchs gegen den Bären und Dachs. Im übrigen treten gerade Fuchs und Wolf in einem beſtimmten Gegenſatze auf ſchon in der Farbe, indem der erſte ſtets der „rothe“, der andere der „graue“ heißt. Da nun dem rothen Fuchſe eine boshafte Liſt eigen iſt, ſo iſt die rothe Haarfarbe, wie die Benennung „Fuchs“ ſchon frühzeitig ein Vorwurf, und das Wort vulpecula, „Füchslein“, gilt ſchon im ſaliſchen Geſetz geradezu als ſtrafbares Schimpfwort. Noch heute wirkt dies in der ſprichwörtlichen Redensart nach: „Rothhaar und Ellernholz wächſt auf keinem guten Grund.“ Zur Liſt des Fuchſes geſellt ſich noch ſeine Schmiegſamkeit, vermöge der er mit Leichtigkeit durch Grotten und Höhlen ſchlüpft, um ſeine Beute zu berücken. In der Thierdichtung glänzt er namentlich durch Klugheit im Rathe und durch Zungengewandtheit im Reden. Darum iſt er bei Hofe der Rathgeber, der Arzt, ja ſchließlich der Reichskanzler.

Dagegen erſcheint der Wolf als ein alter Gierhals, der plump und frech in allen Abenteuern zu Schaden kommt, aber dadurch nie klüger wird. Dies allein ohne Zuthun oder Mitwirken des Fuchſes könnte tragiſch erſcheinen; dadurch aber, daß

Digitized by Google

die List über die Stärke triumphiert, erhält die ganze Darstellung eine komische Färbung.

Fragen wir nun nach der Heimath der Thierdichtung, so führen uns nach Grimm die ältesten Spuren ins Land der Franken, zu jenem Volke, bei dem auch die Siegfriedsage ihren Sitz hatte. Fuchs- und Wolfsnatur stimmen am besten zum Volkscharakter der Franken, deren Geschichte eine blutbefleckte und mit Verwandtschaftsgreueln angefüllte ist. In dem alten Gallien finden wir auch schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für die lateinische Thierfabel, und diese hat sicherlich auf die germanische Thierdichtung eingewirkt. So mag der Löwe als König statt des ursprünglich germanischen Bären aufgekommen sein. Daß das Land der Franken die Heimath der sogenannten germanischen Thiersage war, beweisen auch die ältesten diesbezüglichen Litteraturdenkmäler. Schon zur Zeit der Merowinger überliefert uns Fredegar eine Erzählung von einem „Hirsch ohne Herz", der eben deshalb immer zu Schaden kommt, weil er sich seine Schädigungen nicht zu Herzen nehmen kann, — und dann ein Bruchstück einer ländlichen Fabel vom Wolfe. Ebenso finden sich nach Annahme Grimms und Wackernagels später in der Karolingerzeit Spuren germanischer Thiersage.

Allein, so bestechend und einschmeichelnd auch diese Theorie von einem hohen Alter einer sog. Thiersage in Deutschland sein mag, so lassen sich doch durchaus keine diesbezüglichen Litteraturdenkmäler nachweisen, die auf eine Entstehung im grauen Alterthum zurückführen. Vielmehr sind die uns überlieferten ältesten Schriftwerke der Thierdichtung in lateinischer Sprache abgefaßt, weil sich zuerst die Mönche des Stoffes bemächtigten, und reichen nicht viel über das 12. Jahrhundert zurück. Darnach, als die Laien sich dieser Dichtungsgattung zuwandten, schrieben sie französisch, da das Deutsche im

Digitized by Google

alten Frankenreich durch das romanische Idiom bereits verdrängt war.

Deutschen Ursprung bekunden allerdings in der französischen Form noch einige Eigennamen von Thieren, wie Isengrin für Wolf, Renart für Fuchs, Brun für Bär. Es ist sonach nicht undenkbar, daß in Deutschland vor der schriftlichen Fixirung von Thiergedichten in lateinischer Sprache mündliche Sagen und Märchen von Thieren im Volksmunde umgingen und vielleicht auch von Laien verfaßte Thiergedichte in deutscher Sprache existirten, doch sie sind uns unbekannt. Der Löwe als fremder Eindringling führt zuerst keinen Eigennamen, dann Rufanus, französisch Nobles. Und so erging es anderen Thieren auch. Ja das neue französische renard verdrängte das frühere eigentliche Wort für Fuchs „goupil" gänzlich.

Von den ältesten lateinischen Thiergedichten muß zuerst die Ecbasis d. h. die „Flucht", welche ohne Zweifel noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt, erwähnt werden. Dies Gedicht entstand in Lothringen und bestand aus 1229 Versen in gereimten Hexametern; es schildert die Flucht eines Kalbes aus seiner Herde, das einem Wolfe in die Gewalt geräth und von diesem in seine Burg geschleppt wird. Hierauf erfolgt im Auftrage des Königs die Belagerung der Feste durch die übrigen Thiere unter Anführung des Fuchses. In einer Episode erzählt nun der Wolf seinen Mannen die Veranlassung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. Hierauf erkrankt der Löwe — wodurch, wird nicht erzählt — und wird durch den Fuchs auf Unkosten des Wolfes geheilt: es wird diesem nämlich das Fell abgezogen, damit sich der König hineinhülle, um zu erwarmen. So muß der Wolf hautlos abziehen. Hierauf wird seine Burg erstiegen und das befreite Kalb zu seiner Herde zurückgebracht; schließlich wird der Wolf getödtet.

Vermuthlich aus derselben Zeit stammt ein kleineres lateini-

Digitized by Google

sches Gedicht: „Sacerdos et lupus“, „der Priester und der Wolf“, dessen Heimath unbekannt ist. Sein Inhalt ist kurz folgender: Ein Landpfarrer gräbt für den Wolf, der ihn schädigt, eine Fallgrube, fällt aber, nachdem er ihn glücklich gefangen, indem er ihm das Auge ausschlagen will, selbst hinein. Voll Angst singt und betet er, und gerade als er beim Vaterunser bei der Bitte: „sondern erlöse uns von dem Uebel!“ angelangt ist, springt der Wolf über seinen Rücken hinaus. Nach lange ausgestandener Angst wird der Geistliche endlich gefunden und herausgezogen. Hier ist also der Wolf so zu sagen der schlaue Fuchs, der sich aus der Noth hilft. Bei Aesop finden wir eine ähnliche Fabel vom Fuchs und Ziegenbock, die in den Brunnen gefallen sind; darnach entspringt ersterer auf den Hörnern des letzteren.

Vermuthlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammt das in gereimten Distichen abgefaßte lateinische Gedicht Luparius, wie Grimm vermuthet, von dem 1138 verstorbenen Dichter Marbod. Sein Inhalt ist kurz folgender: Der von einem Schäfer gefangene Wolf weiß sich gegen Versprechen, wiederzukehren und einstweilen einen anderen Wolf als Geisel zu stellen, freizumachen. Unterwegs begegnet er einem Mönch und läßt sich von ihm eine Platte scheren; als er wiederkehrt, hat der Hirte vor seinem heiligen Aeußern solchen Respekt, daß er ihn und seinen Bürgen ziehen läßt. Zum Dank fallen ihm die beiden Wölfe nachher in die Herde.

Wir kommen nun zu den zwei Hauptdenkmälern lateinischer Thierepik, die beide in Flandern entstanden, wie Wackernagel annimmt ums 11. oder 12. Jahrhundert. Das erste mit dem Titel Ysengrimus ist nach E. Voigts gründlicher Untersuchung 1146 bis 48 entstanden; es zerfällt in 7 Bücher und ist in lateinischen Distichen abgefaßt. Außerdem existirt noch ein abgekürztes Gedicht mit demselben Titel, das vermuthlich ein

Digitized by Google

Auszug aus dem größeren Ysengrimus ist, nach Voigts Vermuthung von einem Mönch in der Nähe Aachens am Ausgang des 13. Jahrhunderts gedichtet. Mit dem älteren und größeren Ysengrimus, worüber wir eine textlich gründlich revidirte und mit einer nach allen Seiten hin erschöpfenden Einleitung versehene Ausgabe dem Forscherfleiße des Germanisten Ernst Voigt (Halle, 1884) verdanken, wollen wir uns nun im Folgenden etwas eingehender beschäftigen.

Mit dem Inhalt der ersten beiden Kapitel über Beschreibung und Verhältniß der Handschriften, der nur die Fachgelehrten interessiren dürfte, wollen wir unsere Leser nicht behelligen, auch über die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten, sowie über die Grammatik in der Sprache unseres Gedichtes wollen wir uns möglichst kurz fassen. Bemerkenswerth und sicherlich nicht ohne Absicht des Dichters ist u. a. das Vorkommen von Allitterationen, namentlich in sprichwörtlichen Redensarten, oder bei nachdrücklicher Hervorhebung eines Wortes und endlich der sog. Cäsurreim, welch' letzterer übrigens auch bei den Dichtern des Alterthums, besonders bei Ovid, nicht selten ist. Mag nun auch gerade dieser Cäsurreim, zumal im Pentameter bei dem gleichen Kasus aufeinander sich beziehender Wörter, sich oft von selbst ergeben, so läßt sich doch in Gedichten in Distichonform vom 10. Jahrhundert an seine Anwendung als immer mehr sich einbürgernd erkennen, ohne Zweifel, um dadurch eine gewisse Tonmalerei zu bewirken. Im allgemeinen verräth unser Dichter eine gründliche Kenntniß des Versbaues des antiken Hexameters und Pentameters und zeigt sich so vorwiegend als würdigen Schüler seines unverkennbaren Vorbildes, des römischen Meisters der Elegienform, Ovids. Daß diese Dichtungsform, die der Elegie nämlich, keineswegs, wie die erst später typisch damit verbundene Deutung, ihrem Inhalt nach immer eine schwermüthige und klagende sein muß, dies dürfte unseren Lesern

Digitized by Google

schon aus Goethes berühmten „römischen Elegien“ bekannt sein; daß die Distichonform vielmehr vorwiegend bei Gedichten satirisch gefärbten Inhalts beliebt war, das lehren u. a. Goethes „venetianische Epigramme“ und unserer beiden Litteraturkoryphäen inhaltlich beißend gewürzte Xenien. Mit Unrecht tadelt daher Wackernagel (Kl. Schriften II. 265) die Distichonform für die mittelalterlichen Thierdichtungen überhaupt, so für unseren Ysengrimus besonders als „eigentlich ungehörig, da diese Strophenform der Elegie, nicht der epischen Poesie zukomme“; denn nicht einmal im Alterthum ist dieser nun einmal spezifisch elegisch anerkannte Ton durchaus in Distichongedichten gewahrt, sondern mit satirischem gemischt. Der Hexameter in ununterbrochener Reihenfolge, der ja fast ausschließlich der neueren Dichtung eigen ist, würde nach Voigt bei einem durch und durch satirisch-elegischen Werke geradezu einen Mißgriff bedeuten.

Was nun den Stil unseres Gedichtes betrifft, so ist es bedeutsam, daß die Person des Verfassers selten hervortritt und dann auch nicht, um uns biographische Mittheilungen über Namen, Stand und Lebensschicksale zu geben, sondern es geschieht dies in der Regel nur, um Reflexionen, sei es schalkhafter oder mitleidiger Art zu machen, oder auch um für einen unschuldig Verfolgten in die Schranken zu treten, oder um im voraus auf die zu erwartende Katastrophe im prophetischen Ausblick hinzudeuten. Mitunter sind es auch, Stellen, die das Verhältniß des Dichters zum Leser beleuchten, wenn er z. B. die Wahrheit einer etwas unglaublich klingenden Erzählung oder Beschreibung ausdrücklich betont, indem er ihn geradezu, entweder im Singular oder Plural, anredet (wie „Bruder“ oder „Genossen“), oder wenn er die rückhaltloseste Offenheit, fern von jeder Beschönigung oder „Verdunkelung“, bei seinen Berichten hervorhebt, wie z. B. V, 465: „Das Rechte verdrießt

Digitized by Google

die Schlechten ebensowohl einzusehen als zu sagen." An einzelnen Stellen, namentlich da, wo er über die Aebte seiner Zeit den Stab bricht und nur zwei wie „durch ein Wunder diesem wilden Stamme entsprossene" Männer anerkennt, nämlich Walter v. Egmond und Balduin v. Liesborn, und sie als Muster in jeglicher Tugend und als berufene und auserwählte Aebte preist, da „tritt die Persönlichkeit des Dichters unmittelbar in unvergleichlicher Deutlichkeit hervor, da fühlt man aufs Lebhafteste den Pulsschlag seines edlen und großen Herzens".

Der eigentlichen Beschreibung ist in unserem Gedichte überall nur ein knapper Raum zubemessen. Bezeichnend ist sicherlich, daß der Fettleibigkeit, ohne Zweifel nach bekannten Mustern, mit besonderer Vorliebe eine breitere Ausmalung zu theil wird. Dagegen werden innere Vorgänge, wie Gemüthsstimmungen und Reflexionen, eingehender behandelt. Hie und da läßt sich eine äußerst glücklich durchgeführte Tonmalerei, wie in Nachahmung der stammelnden und zischenden Aussprache zahnloser und katarrhalisch affizirter Personen, (II, 7 und V, 835), ferner des pustenden Chorgesanges in der Klosterkirche (V, 839 bis 868) sowie des Wuthschnaubens der 66 Schweine (VII. 149) u. a. erkennen, und als wahre Kabinetstücke bezeichnet Voigt den Vexirlauf und Scheintod des Fuchses (I, 335), die träge und säuische Melkmagd (VII, 327—360) und besonders die Prügelscenen (I, 1047 und IV, 611—634). Die psychischen Vorgänge verdeutlichen uns oft zum voraus die Motive der folgenden Handlungen, ja gipfeln zuweilen in einem förmlichen Monolog, den übrigens der Dichter nur den beiden Haupthelden, dem Wolfe und dem Fuchse, in den Mund legt, sei es zu leidenschaftlicher Verwünschung oder schroffer Abweisung. Desto größeren Spielraum hat der Dichter dem Dialog gelassen, so daß die Erzählung dagegen oft mehr als Bindeglied und Vermittelung erscheint. Es liegt dies im Charakter des

Digitized by Google

mittelalterlichen Thierschwanks, der im wesentlichen nichts anderes ist als eine erweiterte Fabel und nicht wie das eigentliche Epos Veranlassung zu behaglicher Breite und ausgesponnener Schilderung bietet. Hauptzweck ist Schaffung komischer Situationen, und alles läuft in der Erzählung auf dieses Endziel hinaus. Die Figur, um die sich alles dreht, ist der Wolf, der bald als Einsiedler oder Mönch, bald als Beutetheiler, Fischer oder Feldmesser, bald als Arzt oder Hofmann, dann als Gläubiger und Kläger und schließlich als Prediger auftritt, immer aber infolge seiner Dummheit und Habgier zu Schaden kommt, nie aber durch Schaden klug wird. Unglaublich ist dabei seine Gutmütigkeit und Einfalt, mit der er sich stets von seinem an Verstand und List überlegenerem Gegner, dem Fuchse, übertölpeln läßt. Und dies läßt auch im Leser kein Mitleid aufkommen, eher Heiterkeit, andererseits aber auch keine Bewunderung für den Fuchs; denn sein Gegner erscheint nicht ebenbürtig, und ihn zu besiegen, ist nichts weniger als Heroismus. Zu der Kürze der Erzählung trägt auch die Vereinfachung des Schauplatzes bei: die beiden Hauptpersonen, der Wolf und der Fuchs, weilen nie weit voneinander, sei es, daß dieser jenem folgt, um Zeuge seines Unglücks zu sein, oder sei es, daß der erstere den letzteren beobachtet. Obwohl sich nun eine Reihe ziemlich lose miteinander verbundener Abenteuer unterscheiden läßt, darf doch dem Dichter eine gewisse planmäßige Anlage nicht abgesprochen werden. Voigt nimmt, so zu sagen, ein fünfaktiges Drama an, deren Abschnitte dann wieder in einzelne Unterabteilungen zerfallen, Grimm nimmt 12, Mone 15 Fabeln an, in einer Handschriftenfamilie wird das Werk in 24 Fabeln zertheilt, die ganze Handlung umfaßt einen Zeitraum von $1^1/_4$ Jahren.

Die Sprache des Dichters erreicht ihre höchste Meisterschaft im Dialog, der stets geistreich und witzig dahinfließt und nie

Digitized by Google

von schwulstiger und gesuchter Gelehrsamkeit verdunkelt wird. Man sieht, daß man es mit einem scharfsinnigen, dialektisch geschulten und andererseits mit echtem Volkshumor wohlvertrauten Verfasser zu thun hat. Letzteres zeigt sich namentlich in treffender Anwendung von Sprichwörtern und volksthümlichen Bildern, in seinen Neckereien und Kunststückchen und in seiner gründlichen Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Volkes. Wie meisterhaft weiß er Liebe und Freundschaft zu heucheln, wenn er seinem Opfer das Netz über den Kopf wirft, wie weiß er sich in sittlicher Entrüstung oder in Pessimismus zu verstellen, wie weiß er Ruhe, Würde, Spitzfindigkeit, Spott und Hohn zu zeigen! Kurzum er durchläuft in meisterhafter Verstellungskunst die ganze Skala der Gefühle. Das Volkstümliche des Gesprächstons liegt zunächst in der Gemüthlichkeit und Vertraulichkeit der Anrede, in dem angenommenen gegenseitigen Verwandtschaftsverhältniß, wonach sich die einander eigentlich fernstehenden Personen als Oheim und Neffe, Gevatter und Pathe, Herr und Diener, Freund und Gefährte behandeln. Ferner in der unverhüllten Nennung aller Verrichtungen, die sonst die Prüderie nur verschleiert andeutet. Auch in den Versicherungen und Beteuerungen bekundet sich eine leicht erkenntliche Volksthümlichkeit, sowie in den Flüchen und Schimpfreden. Endlich fehlen auch die im Volkston so beliebten Uebertreibungen nicht und die Betonung gewisser Schlagwörter. In den einzelnen Bezeichnungen selbst bekundet sich, namentlich in den bildlichen Ausdrücken, eine feine Ironie, die ihre Wirkung vorzugsweise durch den Gegensatz des thierischen Körpers erhält, oder wenn die Püffe und Stöße mit Speisen und Getränken verglichen werden, wie wir ja wohl auch von einer Prügelsuppe sprechen; in diesem Sinne werden Bisse wohl mit Küssen, die Löcher im zerbläuten Felle mit Fenstern verglichen. Einen ungeheuren Reichthum der Phantasie aber und eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, sowie feine

Digitized by Google

Beobachtung des Thierlebens verräth sich bei unserem Dichter namentlich in der Anwendung von Bildern, Metaphern und Gleichnissen, die aus dem weiten Reiche der Natur gleichermaßen, wie aus dem mancherlei Gewerbe der Menschen in treffender und origineller Verwendung uns in Erstaunen setzen. Dem Charakter der Dichtung gemäß, die „den Triumph der Klugheit über die rohe Kraft, des Geistes über die Materie, des gebildeten Laienelements über eine in Unwissenhaft und Sinnenlust verkommene Geistlichkeit, fast möchte man sagen der Neuzeit über das Mittelalter in so beredter Weise feiert", läßt sich die geistige Ueberlegenheit gerne in Sentenzen aus. So kommt es, daß der Ysengrimus, wie kaum ein anderes mittelalterliches Dichterwerk, eine wahre Fundgrube deutscher Sprichwörter oder sprichwörtlicher Redensarten geworden ist. Viele, die wir heute im Munde führen, stammen wohl daher, wie z. B.: „nicht um alles Gold", „Spaß verstehen", „seinen Augen trauen", „in's Mauseloch kriechen", „ins Gesicht sagen", „nicht weit her sein" u. v. a.

Was wir aber bei unserem Dichter besonders hochschätzen müssen, das ist die Eigenart: nirgends wandelt er ausgefahrene Geleise, nirgends erinnert er an bekannte Muster, und die wenigen Anklänge, die an römische Dichter erinnern, mögen wohl natürliche Zufälligkeiten sein, die bei gleichartigen Naturen und ähnlichen Situationen überall vorkommen werden. Am meisten erinnert er noch im Stil an Ovid, und an diesem mag er wohl vorzugsweise seine Sprache gebildet haben. Und doch ist auch hier keineswegs eine sklavische Nachahmung oder Abhängigkeit zu erkennen. Um so hinfälliger muß nach Voigts Beweisführung also Grimms Hypothese erscheinen, als sei der Dichter unseres Ysengrimus nur ein Plagiator eines so mittelmäßigen Produktes wie des kleineren Gedichtes gleichen Titels. Was die Namen der Thiere betrifft, so sind es zunächst Eigennamen,

Digitized by Google

deren persönliche Anspielungen uns jedoch nicht mehr völlig klar sind, so vor allem Ysengrimus für den Wolf, Reinardus für den Fuchs; dann für die Rehgeiß Bertiliana, eigentlich wohl nur eine Erweiterung für Berta, ferner Balduinus (woher französisch baudet) für den Esel, Bernardus für den Widder (auch Joseph und Abel genannt). Auf die Farbe des Felles deuten die Namen Rufanus (der Löwe) und Bruno (der Bär), Corvigarus (der Rappe) und Sprotinus (d. i. der Fleckige, der Hahn), der Eber heißt Grimmo, der Hase Gutero, der Gänserich Gerardus. Einige Namen sind nach der Stimme, andere nach der Gesichtsbildung, andere nach der Tragkraft oder sonstigen Charaktermerkmalen beigelegt. Von der Belagerung entlehnt ist die Bezeichnung Berfridus für Bock, d. i. der an die Festungsmauer heranzurollende hölzerne Thurm oder vielleicht auch der Sturmbock (Widder).

Von dem Verwandtschaftsverhältniß der Thiere war schon vorübergehend die Rede. Namentlich erscheint der Wolf als Oheim des Fuchses, als Bruder seines Vaters, worauf sich der listige Schmeichler lieber bezieht, als der andere, der es nur, wenn er bei guter Laune ist, erwähnt; dann nennt er den Fuchs auch wohl Bruder. Außerdem kommt die Anrede „Gevatter" vor, so im Munde Ysengrims dem Bock und von Reinard dem Hahn gegenüber. Sonst kommen wohl noch die Bezeichnungen „Herr" in ehrender und „Gefährte, Genosse, Kollege, Freund und Bruder" in freundschaftlicher Weise vor.

Verheirathet erscheinen der Löwe, der Wolf und der Hirsch, aber nicht der Fuchs auf der älteren Stufe der Fabelentwickelung; ferner erscheint der Hahn Sprotin wie der Sultan mit einem wahren Harem von Hennen und das Schwein Salaura (d. h. die Schmutzige) hat eine zahlreiche Familie. Der Hauptheld ist ursprünglich der Wolf, nicht der Fuchs, der vielmehr nur als der „unermüdliche Gegenspieler" jenes auftritt.

Digitized by Google

Die von Mone angegebenen 12 Hauptfabeln führen folgende Titel: 1. Schinkentheilung, 2. Fischfang, 3. Feldmessung, 4. Hoftag des kranken Löwen, 5. Wallfahrt, 6. Fuchs und Hahn, 7. der Wolfsmönch, 8. Hengst und Storch im Sumpf, und Hengst und Wolf, 9. Josefs Rachensprung, 10. Beutetheilung von Löwe, Wolf und Fuchs, 11. Ysengrims Schwur auf das Wolfseisen, 12. Ysengrims Untergang. Der Schluß von der Zerreißung und Verschlingung des Wolfes, der sonst alles zerriß und verschlang, findet sich sonst in der Thierfabellitteratur nicht und ist, wie der Dichter selbst andeutet, der Muhammedsage entlehnt; er begiebt sich damit des sonst in der Thiersage so beliebten Motivs des Begräbnisses.

Fragen wir nun nach den Quellen unserer Dichtung, so darf trotz hie und da genannter schriftlicher Ueberlieferung, nicht im Ernste an eine solche gedacht werden, sondern alles weist vielmehr auf eine mündliche Tradition hin. Uebereinstimmungen einzelner Theile unseres Ysengrimus mit der Dichtung „Reinhart" lassen sich wohl auf ältere mündliche Vorgänge, nicht aber mit zwingender Nothwendigkeit auf ein älteres schriftliches Original zurückführen.

Hiermit rücken wir auch der Frage nach der Zeit der Entstehung und Entwickelung des mittelalterlichen Thierschwanks näher, und da vertritt Voigt entschieden die Ansicht Müllenhoffs und Scherers, die im Gegensatz zu Grimm das Vorkommen von Thiersagen in der uralten deutschen Volksseele schon darum leugnen, weil in unseren ältesten nationalen Litteraturprodukten sich nirgendswo eine Anspielung darauf findet; auch nicht „im alten skandinavischen Norden, sonst dem treuesten Hüter der alten Schätze gemeinsamer nationaler Poesie" findet sich eine Spur von Isengrim und Reinhart. Wenn sich wirklich aus alten Zeiten von Generation zu Generation eine Thiersage fortgepflanzt und weiterentwickelt hätte, so müßte, meint Voigt,

Digitized by Google

im 12. Jahrhundert, wo zuerst diese Dichtung schriftlich ans Licht der Oeffentlichkeit getreten ist, sich eine großartige Schöpfung gezeigt haben, „getragen von der ganzen Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemüths, vorgeführt mit dem ganzen Schwung, den die Begeisterung, die Ehrfurcht vor dem Erbe der Ahnen verleiht, sachlich gerichtet auf die Kämpfe der Riesen des germanischen Waldes, als ein Zeugniß dafür, daß Seelengröße und Heldenkraft auch in den Heroen der Thierwelt wohne"; statt dessen empfangen wir zunächst eine armselige Uebersetzung aus dem Französischen. Zunächst bemächtigen sich die Mönche des Stoffes und nachmals fahrende Kleriker und Spielleute, anfangs ist der Wolf, dann der Fuchs die Hauptperson; als Zeitpunkt des Uebergangs von der geistlichen zur weltlichen, von der den Wolf als Titelhelden behandelnden zu der den Fuchs zum Mittelpunkt machenden Thierdichtung läßt sich die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts festsetzen. Als zum Reinhartcyklus gehörige Fabeln etwa bis zum Jahre 1112 lassen sich historisch folgende nachweisen: 1. Fuchs (Schlange), dickgefressen, 2. Hirschherz, 3. Heilung des kranken Löwen durch die Wolfshaut, 4. Fuchs und Hahn, 5. Fuchs, sich todt stellend, 6. Wolf als Einsiedler und Mönch, 7. Parder Kronprinz, 8. Sänger Esel für eine Stange Gold zum Priester geweiht, 9. Beutetheilung zwischen Löwe, Wolf und Fuchs, 10. Wolfmönch verzehrt Fische, 11. Wolfmönch verzehrt Schinken, 12. Wolfmönch empfiehlt Rohgenuß des Fleisches, 13. Wolfmönch in der Schule, 14. Wolfmönch und Hirt, 15. Wolfmönch im Klosterkeller, 16. Bauer verwünscht Ochsen, 17. Brunnenabenteuer. Von diesen 17 Fabeln gehen mehrere auf Aesop, dessen Gedichte mündlich über Italien und sehr frühe schriftlich ins Abendland einwanderten, andere auf den Physiologus und wieder andere auf Petrus Alfonsi, also auf arabische Quellen zurück. Der Rest ist nach Voigt eine Ausbildung der im Evangelium

Digitized by Google

Matth. 7, 15, enthaltenen christlichen Symbolik vom Wolfmönch, die je nach der ernsten Auffassung zur Allegorie oder nach der humoristischen zur Ironie oder Satire sich gestaltete. So kommt es, daß zunächst der Wolf unter der Maske eines scheinheiligen Pfaffen und später der Fuchs als aalglatter Höfling die Hauptfigur der Thierdichtung wird.

Die Stelle aber (Matth. 7, 15), die zur Ausbildung der Thierfabel vom scheinheiligen Wolfe Veranlassung gegeben haben mag, lautet also: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die zu euch kommen in Schafspelzen, inwendig aber reißende Wölfe sind; an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Und auf den Fuchs wendet Voigt die andere Bibelstelle (Matth. 10, 16) an: „Siehe! ich sende euch wie Schafe in die Mitte der Wölfe. Seid also klug wie Schlangen und einfältig wie Tauben.“ Der letzte Passus freilich will uns weniger passend auf den Fuchs angewandt erscheinen, es sei denn, daß er nicht wörtlich aufzufassen ist, sondern nur die scheinheilige Maske bedeuten soll. Aus den Klostermauern hinaus geriethen dann diese zuerst in lateinischen Versen abgefaßte Thierschwänke in die Hände von Vaganten und Spielleuten, bis sich der französische, zur Ironie und Satire geneigte Geist ihrer bemächtigte und sie uns in neuer Form darbot. Unser Ysengrimus aber scheint an der Grenzscheide der geistlichen und weltlichen Produktionszeit entstanden zu sein und darf wohl „als die Krone und der Gipfel der ältesten, klösterlichen Aera des mittelalterlichen Thierschwanks“ bezeichnet werden. Was aber sonst in stiller Klosterzelle sich in ernster Allegorie oder auch als ausgelassener Faschingswitz geltend machte, das trat jetzt als schonungslose Satire gegen das eigene Klosterleben in die Oeffentlichkeit. Da wird die Geißel geschwungen über die unersättliche Habgier, Simonie und Unwissenheit der Kloster- und Weltgeistlichkeit, über die Rückfälligkeit der Mönche zur Weltlust, über die

Digitized by Google

Trägheit, Schlemmerei und Trunksucht der feisten Aebte, die Gründungssucht neuer Mönchsorden, die wölfische Raubluft rivalisirender Bischöfe, die dabei aber doch sehr ihren Untergebenen auf die Finger sehen, so daß diese sich nur ganz insgeheim ein Diebstählchen gestatten können, die frivole Sophistik des gesamten Klerus in der Umgehung ihrer Gesetze und Vorschriften; ja sogar die Berechtigung der Hierarchie wird angegriffen. Auch persönliche Angriffe kommen im Ysengrimus vor, so gegen Anselm, den Bischof seiner Diözese, als ob er seinen neugeschaffenen Sprengel unerhört ausbeute, ferner gegen Bernhard von Clairvaux nach dem Scheitern des zweiten Kreuzzuges und gegen Eugen III. und Roger von Sicilien. Maßvoller sind die Ausfälle gegen Hof und Gesellschaft, wenn auch von dem verderblichen Einfluß der Geistlichkeit auf die Fürsten, von der Unbeständigkeit ihrer Gunst, von den gefährlichen Einwirkungen der Höflinge, von der Macht des Reichthums und der Unterdrückung wahren Verdienstes die Rede ist. Doch bleibt dabei die Würde des Herrschers unberührt. Ueberhaupt ist der edle Ton in der Sprache des Dichters hochzuschätzen, der nie zur Gemeinheit und Niedrigkeit herabsteigt, vielmehr, wie auch Grimm anerkennt, „auf dem Grunde einer sittlichen Persönlichkeit ruht“ und nach Voigt „die ganze Indignation einer hochgestimmten Seele athmet, welche unter dem geistlichen Firniß den Materialismus des Klerus und die daraus entspringende allgemeine Korruption erkannte, von der krassesten Selbstsucht der Hierarchie sich abwendend auf Rückkehr zu der reinen Sittenlehre des Evangeliums drang und unter dem Banner der ehrwürdigen Regel des h. Benedict zur Bildung einer auserlesenen Schar von Gottesheiligen aufforderte, von denen sich wie von einem Paradiese eine neue Menschheit bilden sollte“.

Schließlich beschäftigt uns noch die Frage nach der Person und Heimath unseres Dichters des Ysengrimus. Nach E. Voigts

Digitized by Google

scharfsinniger Untersuchung geben uns hier schon die in unserem Gedichte genannten „Heiligen" einigen Anhaltspunkt und darnach können nur als Länder in Betracht kommen: Frankreich, Deutschland und die Niederlande, besonders das alte Flandern. Geradezu auf Gent weisen die genannten Patrone dieser Stadt: Bavo und Pharahild-Herodias; letzterer ist sogar eine Elegie von 24 Versen gewidmet. Allerdings wird in unserem Gedichte auch den Franzosen, als treuen Anhängern des päpstlichen Stuhles, sowie ihrer im 12. Jahrhundert vorwiegenden Civilisation großes Lob gespendet, doch daraus darf nach Voigt eher geschlossen werden, daß unser Dichter kein geborener Franzose war; denn gerade die Deutschen, wie überhaupt die Fremden, gaben sich dem Zauber französischer Bildung gern gefangen. Von dem inneren Deutschland und namentlich dem Osten weiß der Verfasser wenig zu sagen; erst in den Rheinlanden weiß er einigermaßen Bescheid; namentlich preist er Köln, die Stadt des h. Gereon, als berühmten Wallfahrtsort. Schilderungen von Fischer- und Inselleben weisen dagegen deutlich auf die Küsten der Nordsee und die Mündungen der Schelde hin und noch deutlicher auf den südlichen Theil der Niederlande, das heutige Belgien. Als reichste Stadt nennt der Wolf Arras, die Hauptstadt Flanderns, einen Banditen schimpft er mit dem Namen der östlichen Grenznachbarn Flanderns einen „Brabanter", und als Hauptstätte der flandrischen Wollspinnerei nennt er Ypern. Und so führen auch die Beziehungen zu Klöstern und Geistlichen auf Flandern; u. a. kämpft der Dichter scharf gegen den Bischof von Tournay, zu dessen Diözese auch Gent gehört. Auch die sonstigen geographischen Angaben, wie der Weg von Gent nach Köln, führen auf Flandern. Sonach kommt Voigt zum Ergebniß seiner gründlichen Untersuchungen: Der Dichter, wenn auch nicht nachweislich ein geborener Flamländer, muß in Flandern gelebt und gedichtet haben und war in Gent heimisch.

Digitized by Google

Was nun die Zeit anbetrifft, in der er lebte und dichtete, so führen die Erwähnungen von Geistlichen, namentlich des hl. Bernhard von Clairvaux, auf die Zeit des zweiten Kreuzzuges, über dessen Mißlingen vielfach geklagt wird. Darnach läßt sich der Zeitpunkt der Abfassung und Vollendung des Ysengrimus zwischen den Jahren 1146—48 begrenzen.

Der Name unseres Dichters lautete nach dem Zeugniß einer Handschrift Nivardus, und er war Magister, also kein eigentlicher Klostergeistlicher, womit auch der Ton des Gedichtes stimmt, den kein Mönch gegen seinen Vorgesetzten und seine Brüder angeschlagen haben würde. Die Stellung eines Magisters damaliger Zeit dagegen offenbart sich in des Dichters Gelehrsamkeit, Schlagfertigkeit, Dialektik und umfassender Welt- und Menschenkenntniß.

Nach Zusammenstellung der inneren Zeugnisse kommt Voigt zu der einleuchtenden Kombination: Unser Dichter ist im ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts an der deutsch-belgischen Grenze aus einem edlen Geschlechte entsprossen, im Kloster St. Peter zu Gent zum geistlichen Stand erzogen, studirte in Paris, nach der Sitte damaliger Zeit, und ward schließlich Domherr und Scholastikus an der Kirche St. Pharaildis in Gent.

Das zweite größere Gedicht heißt Reinardus und wird gleichfalls einem Dichter Nivardus, vielleicht entstellt aus Nidardus, zugeschrieben (12. Jahrhundert). Es enthält eine ganze Kette von lose aneinander gereihten Abenteuern, von denen die bekannten zwei des Isengrimus wiederkehren; sie sind von Bruno dem Bären abgefaßt, und Grimmo der Eber liest sie am Hofe des Königs Rufanus vor. Bemerkenswerth ist auch der überlieferte Doppeltitel der Dichtung: Isengrimus et Reinardus. Ohne Zweifel bestanden die einzelnen Geschichten zuvor im Volksmunde für sich. In fast allen Fällen endet es mit einem Unglück Isengrims, das Reinardus der Fuchs anstiftet; nur

Digitized by Google

einigemal kommt Letzterer auch zu Schaden. Das Gedicht schließt mit Isengrims Tod durch eine Herde wilder Schweine ohne Zuthun Reinhards.

Alle diese Gedichte waren von Klostergeistlichen oder doch von Verfassern, die mit dem Mönchsleben vertraut waren, in der ihnen geläufigen lateinischen Sprache und im üblichen Versmaß des Hexameters oder auch in Distichen und zwar zum Theil mit Endreimen abgefaßt; nur das Gedicht: Sacerdos et lupus besteht aus vierzeiligen, paarweise reimenden Strophen in iambischem Rhythmus und war ohne Zweifel, wie die lateinischen Kirchenlieder, auch zum Gesange bestimmt. Mehr oder minder ahmen die Verfasser die alten Klassiker, wie Horaz und Ovid, nach; freier und naturwüchsiger bewegt sich der Dichter des Reinardus, seiner Zeit mehr entsprechend.

In allen bisher betrachteten Gedichten steht der Wolf als Hauptheld im Vordergrund; selbst im Reinardus, der ja ursprünglich den Doppeltitel Isengrimus et Reinardus führte, war noch der Wolf die Hauptfigur.

Dem Geiste der Zeit entsprechend verschärften die Geistlichen den ursprünglich nur ironischen Zug der Thiersage in Satire, mitunter in persönliche. So werden im Reinardus Bischöfe und Aebte ganz unverkennbar verspottet. Aber auch der ganze scharfe Konflikt zwischen Reich und Kirche, Klerus und Laienwelt, ja innerhalb des Mönchthums die Auflehnung gegen den alten Benediktinerorden vonseiten des Ordens der Cisterzienser, spiegelt sich in diesen lateinischen Thiergedichten wieder. Darin, daß die Geistlichkeit ihren eigenen Stand mit bitterem Spotte angreift, liegt etwas Keckes, und es zeugt von geistiger Selbstkritik. Aber auch die Vertreter der alten Ordensregel des Benedikt wehren sich ihrer Haut und eifern gegen den Koryphäen der Cisterzienser, gegen Bernhard von Clairvaux. So ist es wohl kein Zufall, wenn im Reinardus

Digitized by Google

ein Widder auch Bernardus heißt. Im Mönchskleide erscheint vorzugsweise in diesen älteren Gedichten der Wolf, wie wir bereits beim Isengrimus erwähnt, wohl im Anklang an jene Stelle der hl. Schrift (Matth. 7, 15), wo der Herr von den Wölfen im Schafskleide redet.

Verkehrt ist das Bestreben des Alterthumsforschers Mone, in den Thiernamen historische Persönlichkeiten entdecken zu wollen, wie im König Rufanus durch Buchstabenversetzung Arnulfus; in Isengrimus vermuthet Eccard einen bayerischen Grafen Isanricus. In Reinardus hat man Aehnlichkeit mit einem lothringischen Grafen Raginarius finden wollen, der auch einmal in seiner Burg belagert ward, im Esel Balduin einen flandrischen Grafen des Namens u. dgl. Darnach müßten diese Gedichte schon im 9. Jahrhundert abgefaßt worden sein, der Reinardus aber weist deutlich auf das 12 Jahrhundert hin. Für die späteren Thierdichtungen mußten vollends Anspielungen auf so unwichtige historische Persönlichkeiten des 9. Jahrhunderts allen Reiz verlieren.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber ging die Poesie aus den Händen der Geistlichkeit in die des Adels über und legte französisches Gewand an; denn in Lothringen und Flandern überwog schon das romanische Idiom. Als Hauptdenkmal dieser Zeit gilt der dreibändige Roman de Renart in paarweis reimenden Versen. Er enthält 27 lose aneinander gereihte Erzählungen, sogenannte branches verschiedener Verfasser und verschiedener Jahrhunderte. Daher fehlt es nicht an Widersprüchen, wie z. B. Bernart bald der Widder, bald der Esel ist.

Aber auch der Ton des Gedichtes hat sich geändert. Die Satire gegen die Geistlichkeit und mit ihr die Hauptperson, der Wolf, treten mehr in den Hintergrund. Statt dessen wird jetzt mehr das Hofleben gegeißelt, und so wurde der Fuchs

Digitized by Google

als der gewandte Schmeichler und schlaue Ränkeschmied zur Hauptfigur; er spielt besonders dem König Noble und seinem Hofe übel mit und an Isengrim vergreift er sich nur, insofern er mit dazu gehört. Auch schließt der französische Roman nicht mit Isengrims Tode, sondern mit dem Begräbniß des vom Wolfe verwundeten Fuchses; es ist freilich nur ein Scheinbegräbniß.

In dieser Bevorzugung des Fuchses gleicht die so veränderte Thiersage der äsopischen Thierfabel, die ohne Zweifel darauf eingewirkt hat. Unter diesem Einfluß stehen noch einige französische Thiergedichte des 13. und 14. Jahrhunderts, worin die Thiernamen fast nur als Allegorien dienen, um Ausfälle gegen Mönchs- und geistliche Ritterorden zu verkleiden. Im Uebrigen ist in Frankreich von da ab die Thierdichtung im Verlöschen, wenn auch ihr Einfluß bis nach Italien und Griechenland reicht. Ebenso läßt sich ihre Rückwirkung auf das Land verfolgen, von dem die Thiersage ausging, nämlich auf Flandern, und nun begegnen wir nach den lateinischen und französischen Gedichten auch Produkten in deutscher, d. h. flämischer Sprache.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat ein Flamländer, Namens Willem den Reinaert vorwiegend nach französischen Mustern gedichtet, wie denn die Namen darin französisch sind. Trotzdem zeigen sich darin auch Spuren einheimischer Ueberlieferung, und die Oertlichkeiten spielen auf flämischem Boden, oder doch in der Nachbarschaft. Spezifisch deutsch ist eine Einfügung aus der deutschen Heldensage, worin Reinaert dem König etwas von dem Schatz des Königs Ermeline vorschwindelt; unter Ermeline ist aber der in Dietrichs Sage vorkommende Gothenkönig Ermenrich zu verstehen, der in Gent eine Burg gehabt haben soll. Der Inhalt des Reinaert ähnelt sehr dem des niederländischen Reinke de vos, hat aber

Digitized by Google

keinen rechten Abschluß. Es giebt eine lateinische Bearbeitung davon in Distichen von einem gewissen Baldwinus ums Jahr 1280 und diese führt den Titel: „Reynardus vulpes“. Wir sehen, der Fuchs ist zur Hauptperson geworden. Zu Ende des 14. Jahrhunderts hat ein anderer Flamländer das Gedicht fortgesetzt, offenbar nach französischen Mustern, aber nicht sehr glücklich. Ein langweilig dozirender und allegorisirender Ton macht sich darin breit, auch fehlt es nicht an Ausfällen gegen Geistlichkeit und Hofleben.

Die flämischen Thiergedichte wurden vielfach in anderer Sprache und Gestalt behandelt, zunächst vom verwandten Holland in Prosa und in Versen. So erschien ein holländisches Volksbuch Reinaert de vos, das ins Französische unter dem Titel Reynier le renard zurückkehrte und auch ins Englische überging.

Daneben gab es aber auch eine holländische Umdichtung in Versen, von der leider nicht mehr viel übrig ist. Als Verfasser dürfen wir wohl nach einer Vorrede zu der niederdeutschen Bearbeitung Heinrich von Alkmar vermuthen, der um 1485 Erzieher der Tochter des Herzogs Renatus II. von Lothringen gewesen sein mag; fälschlich nannte er sein Original französisch, statt flämisch, vielleicht um dadurch seiner Arbeit mehr Ansehen zu verleihen.

Wenn wir nun zu dem eigentlichen Deutschland im engeren Sinne übergehen und die Spuren der dortigen, außerfränkischen, d. h. flandrisch-lothringischen Thiersage verfolgen, so entdecken wir in dem hochdeutschen Gedichte „Isengrims Not“ (um 1170), von dem gleich noch ausführlicher die Rede sein soll, Elemente einer nothwendig schon im 10. Jahrhundert vorhandenen deutschen Thiersage. Es wird darin u. A. erzählt, wie der König der Thiere auf Betreiben Reinharts den Elephanten mit Böhmen belehnt und das Kamel aus Toskana zur Aeb-

Digitized by Google

tissin von Erstein einsetzt, und Brune der Bär tritt als Kaplan und Kanzler des Königs auf. Dies sind deutsche Anspielungen auf Kaiser Otto I., der die Lehensabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, die Abtei Erstein in Elsaß seiner italienischen Schwiegermutter Bertha, der Mutter Adelheids, vermachte und dessen Bruder Bruno Kanzler des Reichs und Erzbischof von Köln war. Vermuthlich schöpfte der Verfasser von Isengrims Noth aus einer älteren lateinischen Quelle.

Führt nun diese Spur, nach der Abtei Erstein zu schließen, zum Elsaß, so leitet uns eine andere weit ab von da nach Bayern. Der bayerische Mönch Froumunt vom Tegernsee (im 10. und 11. Jahrhundert) nämlich spricht von theatralischen Belustigungen innerhalb der Klostermauern und spielt auf die Rollen des Bären, Wolfes und Fuchses an, die drei Hauptträger der uralten Thiersage, von denen der Bär der König war. Als solcher tritt der Bär auch in der bekannten Erzählung vom „Hirsch ohne Herz" auf, die sich in der Kaiserchronik vom 12. Jahrhundert wiederfindet. Nicht viel später finden wir in den Liedern Spervogels mehrere Züge aus der Thiersage, speziell vom Wolf, der darin einmal als Hirte, ein andermal als Mönch auftritt. Aus diesen Beispielen erhellt, daß auch im engeren Deutschland die Thiersage als Gemeingut aller germanischen Stämme lebte, aber sie entwickelte sich nicht so früh zur Thierepik, wie auf dem alten fränkischen Boden, und nachmals konnte sie sich französischem Einflusse nicht entziehen. Mußte doch auch die urdeutsche Heldengestalt Karls des Großen erst aus französischen Quellen in die deutsche Ependichtung durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad eingeführt werden (1171) und so auch um dieselbe Zeit (1170) die echt altdeutsche Thiersage durch Heinrich den Gleißner in seinem Gedicht von „Isengrims Noth".

Digitized by Google

Heinrich der Glichezare (Glichesaere, Glichsenaere), d. i. der Heuchler oder Gleißner, war kein Franke, sondern ein Elsässer, ein Alemanne und muß, wenn er sich auch für einen fahrenden Dichter ausgiebt, doch eine gewisse höhere Bildung besessen haben. Er schöpfte seinen Stoff sowohl aus lateinischen Quellen, wie auch aus einem französischen Epos. An letzteres erinnern namentlich die französischen Namen: Isengrîn, Chantecler u. a.; doch finden sich auch Verdeutschungen wie Reinhart, Hersint für Hersent (die Wölfin) und Dieprecht für Tibert (den Kater), ja förmliche Uebersetzungen wie „Uebelloch" aus Malpertuis und zweimal Brevel für Nobles.

Der Inhalt des aus 12 Abenteuern bestehenden Gedichtes ist kurz folgender: Nach vier verfehlten Abenteuern, die Reinhart allein unternommen, erwirbt er sich den Wolf zum Gesellen, der in dem darauffolgenden fünften zu Schaden kommt. Dann wird von des Königs Krankheit und von der Vorladung Reinharts erzählt. Den ersten Boten schändet er aber, erscheint vor Gericht und heilt den König auf Kosten seiner Ankläger. Das Gedicht schließt mit der Vergiftung des Königs und dessen Jeremiade über sich selbst und Reinhart. Im ganzen giebt der Dichter eine gewisse Vorliebe für den Fuchs als die Hauptperson kund, dessen boshafte Listen er gewissermaßen als Nothwehr gegen den Wolf, der ihn übervortheilt, in Schutz nimmt; der Fuchs erscheint somit als Anwalt der Schwächeren, die ihm folgen.

Die Satire gegen die Geistlichkeit tritt der Verspottung des Hoflebens gegenüber in den Hintergrund. Wie der Titel „Isengrins Not" lehrt, steht der Dichter im Banne einer älteren, echteren, deutscheren Auffassung, wonach der Wolf die eigentliche Hauptperson war. Leider besitzen wir von Heinrich des Gleißners ursprünglichem Gedicht nur Bruchstücke und jüngere Umarbeitungen, wovon eine den versifizirten Titel trägt „Fuhs Reinhart"; auch diese besitzen wir nicht vollständig.

Digitized by Google

In der Folge wandte man sich immer mehr von der Thiersage ab: man zog Gedichte vor, in der Menschen auftraten, und kamen ab und zu Thierfabeln vor, so liebte man mehr den äsopischen lehrhaften Ton. Hierher könnte man aus dem 12. und 13. Jahrhundert die beiden lateinischen Gedichte: „Poenitentiarius“ (Der Büßer) und „Lupus monachus“ (Mönch) rechnen, die zwischen Thiersage und Thierfabel stehen und eine Satire gegen die Geistlichkeit enthalten. Die weitere Fortbildung der lateinischen Fabellitteratur im 14. und 15. Jahrhundert können wir hier nicht verfolgen.

Deutsche Fabeln und Parabeln finden wir schon bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, z. B. bei Spervogel. Wir begegnen bald dem Namen bîspel oder bischaft für Fabel oder Parabel. Im 13. Jahrhundert tritt der Stricker (1250), vermuthlich ein Oesterreicher, als Fabeldichter auf in seiner Sammlung: „diu welt“; dann Bonerius mit seinem „edelstein“ u. A. Ein Bamberger Schulmeister, Hugo von Trimberg, dichtete 1300 den Renner. Vorwiegend ist Aesop das Muster, aber auch Avian und Romulus. Am Schlusse findet sich immer eine sogenannte Moral; an die Stelle der thierischen Eigennamen treten zumeist die Gattungsnamen. Eine eigene Art von Fabeln sind eine Reihe von Vogelgedichten (aus dem 14. und 15. Jahrhundert), in denen der kleinste Vogel, der Zaunkönig, zum Herrscher erwählt wird. Auch das Bestreben zu lokalisiren haben sich die deutschen Thierfabeln von der deutschen Thiersage angenommen.

Interessant ist auch die Verwendung von Thiernamen aus Sage und Fabel in deutschen Sprichwörtern, z. B. aus Spervogel: „weistu wie der igel sprach? viel guot ist eigen gemach“, und aus Bonerius „edelstein“: „ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf, als er ê was“, und so im westfälischen Volksmund noch heute: „se is mi to krumm,

Digitized by Google

sach de vols, da satt de katte met'ner wuorst omme bomme", offenbar eine Parallele zum Fuchs und den sauren Trauben. Aehnlich schon bei Seb. Franck: „die wort seindt guot", sprach jener Wolf, „aber ich komm ins dorf nit."

Auch die bildende Kunst fand schon frühzeitig dankbare Vorwürfe in der Thiersage, wie denn die Sitte, Handschriften mit Bildern zu illustriren, im Mittelalter allgemein war. Besonders aber fand man in Kirchen an Wänden, Pfeilern und Chorstühlen Bilder aus der Thierwelt mit vorwiegend satirischer Spitze gegen die Geistlichkeit. Da sieht man namentlich den Wolf als unaufmerksamen Schüler, der nichts sieht und hört als „Lamm". Im Chor des Freiburger Münsters erkennt man an einem romanischen Kapitäl des 12. Jahrhunderts den Wolf vor einem Meister schreibend, aber er sieht sich nach einem Schafe um; daneben ist er noch einmal dargestellt mit einem Widder zwischen den Klauen und von dem Meister mit der Ruthe gestrichen. Und ähnliches sieht man im Kreuzgang von St. Paul bei Rom und auf Backsteinen der westlichen Schweiz.

Nächst dem Wolfe bietet der Fuchs der bildenden Kunst ein dankbares Feld. So sieht man in der Kirche des westfriesländischen Dorfes Oosterbierum einen Fuchs in einer Kapuze an einen Balken gemalt, wie er Gänsen predigt. Auch im Münster zu Straßburg befand sich ein 1298 gefertigtes Bildwerk an zwei Kapitälen der Kanzel gegenüber, das Begräbniß des scheintodten Fuchses darstellend, das 1685, um Aergerniß zu verhüten, entfernt ward. Nach Fischarts Beschreibung und Abbildung befand sich auf dem einen Kapitäl der Leichenzug: voran der Löwe mit Weihkessel und Weihwedel, dann der Wolf mit dem Kreuz und der Hase mit der Kerze; dahinter die Bahre mit dem Fuchs, von Eber und Bock getragen, und darunter am Boden kauernd der Affe. Am anderen Kapitäl war das Todtenamt; am Altar mit Kelch und Buch steht, in

Digitized by Google

letzterem lesend, der Hirsch, dahinter der Esel, dem der Kater gleichfalls ein aufgeschlagenes Buch vorhält. An einem Hause in Breslau sieht man den Bären abgebildet, wie er anderen Thieren die Orgel vorspielt. Aber auch an fortlaufenden derartigen Bildwerken fehlt es nicht. So sieht man auf den Pfeilerfriesen der Krypta in Basel so ziemlich den ganzen Inhalt von Isengrims Noth abgebildet, besonders die Krankheit und Heilung des Königs. Sehr beachtenswerth ist eine Stickerei in Lübeck aus dem 14. Jahrhundert, vermuthlich eine frühere Altardecke. Dies beweist das Heimathsrecht der Thiersage auch in Niederdeutschland. Statt Reinhart ist hier die Verkleinerungsform Reineke üblich und statt Cuwaert für Hase (d. h. Memme) heißt er Lampe, d. i. Lambrecht.

Somit sind wir zugleich mit dem Ende des 15. Jahrhunderts bei dem letzten Ausläufer der germanischen Thiersage, den niederdeutschen Reineke de Voß, angelangt. Doch hängt dies innig mit dem bedeutendsten hochdeutschen Litteraturdenkmal, womit das Mittelalter ausklingt, mit dem „Narrenschiff" Sebastian Brants, des berühmten Humoristen und Rechtsgelehrten zu Basel und Straßburg, zusammen. In diesem großartigen satirischen Lehrgedicht prägt sich die verzweiflungsvoll ironische Stimmung aus, die auf den Trümmern einer alten Welt eine neue ersehnt: „alles Leben und Treiben der Menschen erscheint dem Dichter als eine große Fastnacht, als eine Narrheit Aller, aber in dem ernst-biblischen Sinne, wo Weisheit und Gottesfurcht eins sind, also auch Der ein Narr ist, der die Gebote Gottes übertritt". Dieses Gedicht machte ungeheures Aufsehen und ward sofort ins Lateinische, die damalige Weltsprache, dann in mehrere lebende Volkssprachen, auch ins Niederdeutsche übersetzt.

Um dieselbe Zeit (1498) erschien gleichfalls in Lübeck die erste Ausgabe des niederdeutschen Reineke de vos, vielleich

Digitized by Google

veranlaßt durch die Bearbeitung des „Narrenschiffs“. Eine ähnliche Grundidee von der Verderbtheit der Welt durchdringt auch den Reineke de vos, daß nämlich Schlauheit und Bosheit den Sieg davontragen. Wie im Narrenschiff stehen auch hier Bild und Spruch Kapitel für Kapitel zu allervorderst, und textlich stimmt die Vorrede des ersteren mit dem Schlusse des letzteren überein. Im Narrenschiff heißt es nämlich: „Hie findet man der welt ganzen louf: Disʃ buchlin wurt gut zu dem kouf, und im Reineke am Ende: Dit bôk is sêr gût tô deme kôp: hir steit vast in der werlde lôp. Sonst haben beide Gedichte allerdings keine Uebereinstimmungen; in Oberdeutschland, der Heimath des Narrenschiffs, scheint damals die Thiersage verklungen gewesen zu sein; in Niederdeutschland dagegen lebte sie noch in der Erinnerung, wie wir aus den bildlichen Darstellungen ersehen.

Der niederdeutsche Reineke de vos ist nun durchaus kein originales Werk; er geht auf eine holländische Uebersetzung des flämischen Reinaert von Heinrich von Alkmar zurück, dessen Name sogar in der übersetzten Vorrede steht. Wenig Wahrscheinlichkeit hat Rollenhagens Ansicht, Verfasser des niederdeutschen Reineke sei Niklaus Baumann gewesen, der sich durch diese Satire an dem Kanzler des Herzogs von Jülich habe rächen wollen, in dessen Diensten er vordem gestanden. Viel besser begründet ist Zarnckes Vermuthung, der erste Uebersetzer und Drucker des niederdeutschen Reineke sei derselbe, der auch die Uebersetzung des Narrenschiffs besorgt, nämlich Herman Barckhusen. Soviel steht fest, daß der niederdeutsche Reineke nur eine Uebersetzung des holländischen ist; daran erinnern sogar einige fremde Worte, für die der Uebersetzer kein niederdeutsches fand; mitunter scheint er sein Original nicht recht verstanden zu haben, hie und da kommen auch Abweichungen vor, besonders in Namen. So nannte Heinrich

Digitized by Google

von Alkmar den Hahn Cantecleer (d. i. Singehell) — im Reineke steht Hennink, — den Kater Tibert statt Hinze, und der Hase heißt wieder deutsch Lampe. Auch niederdeutsche Oerlichkeiten sind im Reineke an die Stelle getreten wie: von Poitrow (im Lauenburgischen) an wente to Luneborch. Dann wird Lübeck und Slukup, ein Ort bei Lübeck, erwähnt und ebenso Krummesse.

Der niederdeutsche Reineke wurde so viel gelesen, daß von den ältesten Ausgaben, der Lübecker und Rostocker, nur noch einzelne Exemplare vorhanden sind. Zahllose Uebersetzungen erschienen in der Folge, von denen für uns die hochdeutsche Bearbeitung des 16. Jahrhunderts die wichtigste ist; es war dies der letzte Sproß, den der uralte Baum der Thiersage getrieben, aber ein Sproß, der grünte bis auf unsere Tage und bewies, ein wie zähes Leben der Fuchs auch in der Litteratur hat.

Der Verfasser jener älteren hochdeutschen Umarbeitung war Michael Beuther, ein nicht sonderlich bekannter Name; auch hat seine Arbeit wenig dichterischen Werth. Das einzige Verdienst, as er hat, ist, daß er den Stoff wieder in Erinneruug brachte und in der Folge noch mancherlei Umarbeitungen auch in strophischer Hinsicht veranlaßte. Sogar eine lateinische derart erschien im 16. Jahrhundert mit dem Titel: Speculum vitae aulicae. De admirabili fallacia et astutia Vulpeculae Reinikes libri quattuor auctore Hermanno Schoppero (aus Neumarkt in der Oberpfalz). Ebenso wirkte der Reineke Fuchs befruchtend auf die Litteratur der Folgezeit, ward gern gelesen und von namhaften Männern, wie z. B. Luther, warm empfohlen „als lebendige Kontrafaktur des Hoflebens". Besonders wurde durch ihn die Fabeldichtung belebt, wie bei Burkard Waldis und Alberus. Ersterer giebt seinen Thieren auch gerne die nachgebildeten Eigennamen, wie Eisengrimm und Henning; den Fuchs nennt er wieder Reinhart oder Reynolt. Der Hauptausfluß des Reineke Fuchs aber ist der „Frosch-

Digitized by Google

meuſeler" des Georg Rollenhagen zu Ende des 16. Jahrhunderts, der allerdings zunächſt eine Nachahmung der homeriſchen Batrachomyomachie, in ſeiner didaktiſch-ſatiriſchen Tendenz aber ohne Zweifel von Reineke Fuchs beeinflußt iſt. Aber auch andere Ueberlieferungen der alten Thierſage, wie den Yſengrimus, hat er benutzt.

Rollenhagen hatte zugleich mit ſeinem Froſchmeuſeler den Anſtoß gegeben, außer Wolf und Fuchs andere Thiere in den Vordergrund zu ſtellen. Dahin gehört der „Gansk̈onig" des Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld (1607), „ein kurtzweylig gedicht von der Martins-Ganſs: wie sie zum k̈onig erwehlet, resigniret, jhr testament gemacht, begraben, in himmel gekommen und an das gestirn kommen", ein reizvolles Gemiſch von Humor und Pedanterie, in Verbindung gebracht mit der Sitte des Verſchmauſens einer Martinsgans. Hierauf erfolgte (1617) der „Eſelsk̈onig", worin der Eſel zum Nachfolger des verſtorbenen Löwen gemacht wird, deſſen Verfaſſer ſich pſeudonym Adolf Roſe von Kreutzheim mit ſpottender Bezugnahme auf die Kabbaliſterei des Geheimbundes der Roſenkreuzer nennt. Die Thiere haben darin zum Theil andere Namen, als im Reineke Fuchs: ſo Grimbart für Löwe, Brummer für Bär, Leutſch für Wolf und Simpel für Eſel.

Von da ab ruhte die Thierdichtung, wenn ſie auch nicht erſtorben war, bis 1794 die Neubearbeitung Goethes in hochdeutſcher Sprache erſchien. Wie Goethe ſelbſt ſagt, vertiefte er ſich 1793 hierin, um der leidigen Welthändel, der Revolution, zu vergeſſen. Ohne Zweifel im Banne der homeriſchen Batrachomyomachie wählte Goethe die Form des Hexameters, wie uns dünkt, nicht zum Vortheil des urſprünglichen, naturwüchſigen Tones. Doch hat er durch Verwiſchung und Verfeinerung mancher Derbheiten den Stoff zum Gemeingut der Nation gemacht. Nicht wenig gewann die Goetheſche Ausgabe des

Digitized by Google

Jahres 1846 durch die vortrefflichen Illustrationen Kaulbachs, welche diejenigen Everdingens bei der früheren Gottschedschen himmelweit übertreffen. Bei Kaulbach bewundern wir zumeist den charakteristischen Gesichtsausdruck. Die Illustrirung an und für sich war nichts neues. Schon die Bearbeitung Heinrichs von Alkmar war mit Holzschnitten geziert. In den älteren niederdeutschen Ausgaben sind die Thiere nicht so naturgetreu, sondern mehr mit heraldischen Schnörkeleien versehen, dargestellt. Dies mag für die damalige Auffassung der Symbolisirung und Allegorisirung didaktischer und satirischer Ideen gepaßt haben.

Mit Goethes Reineke Fuchs schließt die Thierdichtung ab, die eigentlich schon vom flämischen Reinaert im 14. Jahrhundert ab zu Ende ist; denn von da an haben wir nur Uebersetzungen und Bearbeitungen. Dies kam wohl daher, daß der ursprüngliche rein epische Ton immer mehr von satirisch-didaktischer Tendenz durchtränkt wurde. Der unverwüstliche Werth und Reiz verblieb aber dem Stoffe, wie die Litteraturgeschichte vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage, sowie das Nachklingen in unseren deutschen Volksmärchen beweist, so daß Goethe mit Recht dichtet:

„Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut". —

Wir können unsere Betrachtung über die Thiersage nicht schließen, ohne der Charakteristik ihrer Hauptträger noch einige Worte zu widmen.

Im allgemeinen fällt sofort ins Auge, daß im Vergleich mit den bekannten Heldengedichten des Mittelalters, einem Nibelungen- und Gudrunliede, den Sagen von Dietrich v. Bern, Walther v. Aquitanien, Roland und selbst den hl. Gralsrittern Parcival und Lohengrin, das Thierepos jener großartigen Charakterzüge entbehrt, die unsere Vorfahren adelten. Weder männliche Tapferkeit, noch ritterliche Gastlichkeit, noch vor allem

Digitized by Google

die deutsche Treue und Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte, wie sie schon Tacitus den alten Germanen nachrühmt, noch endlich die Tugenden der Schweigsamkeit und Entsagung werden im „Reineke Fuchs" verherrlicht. Im Gegentheil! Hier triumphiren Hinterlist, Betrug, Treubruch, Ehrlosigkeit, Verletzung des Gästrechts und der ehelichen Treue. Dies liegt denn freilich zum Theil in der Natur der Sache, daß nämlich der thierische Charakter gewahrt bleibt und daß von vornherein vom Dichter die Tendenz verfolgt wird, das schwächere Thier, nämlich den Fuchs, über das stärkere, das ihn früher mißbraucht hat, den Wolf, triumphiren zu lassen. Man merkt es sofort daß der Dichter für den Fuchs Partei ergreift; denn mit einer gewissen Schadenfreude werden die Streiche erzählt, die dieser dem plumpen und gefräßigen Wolfe spielt. Freilich können wir mit einem so gierigen und raubsüchtigen Nimmersatt kein rechtes Mitleid haben, ja wir gönnen ihm vielfach den Schaden und die Strafe, die ihm seine rohe Freßlust zuzieht. Allein andererseits können wir uns auch nicht überall mit den Mitteln befreunden, die der hinterlistige und schadenfrohe Fuchs anwendet, seinen Gegner in die Falle zu locken. Dazu kommt, daß er nach Anschauung des Dichters mit dem Wolfe in blutsverwandtschaftlicher Beziehung steht. Auf das schmählichste kann er die Familienehre seines Gegners beschimpfen, ihn verleumden und in seinem Unglücke höhnen. Mit ausgesuchter Schadenfreude und Hinterlist spielt er auch anderen Thieren mit, die ihm nichts zuleide gethan; mit teuflischer Bosheit lockt er den biederen Tölpel, den Bär, und den mäusegierigen Kater in die Falle, und grausam kann er ihrer Qualen spotten. Mit welcher Arglist ferner weiß er vertrauensselige und leichtgläubige Geschöpfe, wie den Hasen, die Hühner und die Krähen, zu berücken. Welchen Hohn endlich treibt er mit den heiligsten Gefühlen, mit der Religion, mit welcher Scheinheiligkeit weiß er Reue

Digitized by Google

und Buße zu heucheln! Ist er nicht ein abgefeimter Spitzbube und Betrüger, ein ehr- und gewissenloser Schurke? Gewiß! Und doch, wie sieht es überhaupt mit der Moral in dem ganzen Thierstaate aus? Nicht zum besten. Vor allem herrscht vom König herab bis zum niedrigsten Vasallen der krasseste Egoismus und angeborene Beutelust. Wie funkeln die Augen des Löwen und der Löwin, als ihnen der Fuchs von dem verborgenen Schatze vorschwindelt, wie schonungslos kann er seine Unterthanen opfern, wenn es seinem vermeintlichen Wohle gilt! Und selbst der biedere Tolpatsch Braun kann seinen königlichen Auftrag vergessen, sobald seine Gaumenlust nach dem Honig erregt wird. Nicht minder der Kater, als ihm der Fuchs von Mäusen vorschwatzt. Von der Gier des Wolfes und der Wölfin wollen wir nicht reden; denn es gehört unbedingt zu ihrer Charakteristik. Aber auch bei den anderen Geschöpfen sehen wir den thierischen Charakter gewahrt; alle sind beutegierig und haben nur ihren Vortheil im Auge. Am schlimmsten freilich treibt es der Erzschelm, der Fuchs. Er scheut nicht davor zurück, seinen Vater bis ins Grab hinein zu verleumden, seinem Weibe zärtliche Treue vorzuheucheln, den König zu beschwindeln, Frömmigkeit, Reue und Buße zu erheucheln und das Vertrauen eines Jeden auf das Niederträchtigste zu hintergehen. „Reineke ist die gewissenlose Intelligenz, die sich heutzutage eben so breit macht, wie im Mittelalter, vielleicht mehr noch als damals.“ Man sieht in ihm das Urbild eines aalglatten Höflings, eines gewissenlosen Strebers, der rücksichtslos über die Köpfe von ihm geschändeter und zu grunde gerichteter Geschöpfe wegschreitet, um durch Intriguen und Verleumdungen seinen Weg auf der Ehrenstaffel der höchsten Staatsstellungen zu machen, als wolle er höhnisch den Trumpf ausspielen: „Warum seid ihr nicht so schlau und raffinirt wie ich?“

Wir können nicht umhin, die feinfühlige und scharfsinnige

Digitized by Google

Beobachtungsgabe des Dichters anzuerkennen, der zum Träger eines solchen, allerdings nicht ehrenhaften, aber doch sehr aus dem Leben gegriffenen Charakters gerade den Fuchs erwählt hat. Man betrachte nur einmal genau das Wesen und Gebahren dieses Thieres in der Natur. Schon in seinem Kopfe prägt sich die ganze Schlauheit und Verschlagenheit seines Charakters aus. Man schaue nur, wie das listigfunkelnde Auge zwischen den beiden scharfgespitzten und weit nach vorne geschobenen Ohren vorsichtig umherlugt, bald scheinbar harmlos, bald spöttisch, bald hinterlistig und gierig; wie die langgestreckte, feinzugespitzte Nase schnuppert und sich zurückzieht, wo sie nicht traut, wie lautlos der schlanke Leib mit der buschigen Fahne und den dünnen Beinen über den Boden huscht, wenn es gilt, ein argloses Geschöpf zu berücken! Und was er für ein Meister in der Verstellung ist, davon wissen alle Jäger gar mancherlei Stücklein zu erzählen. Wenn er sich dadurch zu retten hofft, kann er sich maustodt stellen; steckt er in der Eisenfalle gefangen, beißt er sich heroisch die gefangene Pfote ab und hinkt triumphirend auf drei Beinen davon. Den dummen und neugierigen Hasen weiß er an sich zu locken, indem er in hellen Mondnächten ihm nach Hasenmanier Männchen vormacht und dann über den Arglosen mit einem plötzlichen Sprunge herfällt, um ihn an der Kehle zu würgen. Zu welchem fallenähnlichen Labyrinth er sein Malepartus eingerichtet hat, um unvorsichtige Kaninchen in seinen Schlupfwinkeln zu fangen, davon erzählt Held Reineke ja selbst in unserem Gedichte. Sogar den gutmüthigen Dachs weiß er mit List aus seinem Bau zu locken, um sich in Zeiten der Gefahr in sein warmes Nest zu legen. Es hat zugleich einen feinironischen Anstrich, wenn er gerade diesem treuen „Hampel", der ihn sicherlich nicht verräth, in unserem Epos seine Sünden beichtet.

In einem sehr wirkungsvollen Gegensatze zum Fuchse steht

Digitized by Google

der plumpe, gefräßige, raubgierige Wolf mit seinen ausgeprägt lüsternen Augen, seinen kurzen, spitzen Ohren, seinem hageren, knochigen Bau und seinem lendenlahmen Gange, sowie seinem hängenden Wedel. Steht schon der Fuchs in des Wortes verwegenster Bedeutung nicht in gutem Geruche, so ist diese Eigenschaft beim Wolfe noch viel unausstehlicher. Ueber seine rohe Raubluft und unersättliche Freßgier, die ihn zunächst ins Unheil bringen, hat sich die Volksphantasie in mannigfachen Variationen ergangen; Fabel und Märchen sind voll davon.

Noch erscheint uns der Bär einer kurzen Beachtung werth, schon um deswillen, weil er ohne Zweifel in der echt germanischen Thiersage der König war. Auch entbehrt der Bär trotz des täppischen Wesens der ritterlichen Kampfesweise nicht: tapfer und geraden Weges, oft in aufrechtem Gange, nimmt er den Kampf auf und selten ergreift er die Flucht. In der Art, wie er mit den beiden Vordertatzen seinen Gegner zu umspannen und mit ihm zu ringen versucht, möchten wir sogar eine menschenähnliche Kampfesweise erblicken. Daß aber in dem Wesen des Meisters Petz, in dem treuherzigen und gutmüthigen Ausdruck seiner Augen, in der etwas unbeholfenen Art seines Ganges urechtgermanische Züge sich wiederspiegeln, — im Gegensatz zu den aalglatten Manieren anderer Rassentypen, wer wollte dies in Abrede stellen, und wenn auch den Sohn der deutschen Urwälder die Kultur aus einem ungeleckten Bären noch so sehr beleckt hat? Züge davon tragen so manche Helden deutscher Dichtungen und Erzählungen, von dem in der Waldeinsamkeit erzogenen hörnernen Siegfried und dem blöden Thoren Parcival an bis zu dem in ländlicher Tölpelhaftigkeit aufgewachsenen Simplicissimus und dem etwas blöden und unanstelligen Helden in Goethes „Hermann und Dorothea". Der Humor freilich, der dieser natürlichen Unbeholfenheit innewohnt, kommt bei dem drolligen Wesen, der von Natur in dem Aeußern

Digitized by Google

des Meisters Petz liegt, so recht drastisch zum Ausdruck. Und hiermit kommen wir zu einem Hauptzug in unserem Thierepos, zu dem Humor, einem Momente, das uns vielleicht in anderer Weise den Mangel des eigentlich Heldenhaften ersetzen mag. Dieser Humor liegt, wie bereits von uns angedeutet, schon in der eigenthümlichen Mischung thierischer und menschlicher Züge. Nachmals aber hat sich wohl der scheinbar unbewußte und urwüchsige Humor geradezu zur Satire gesteigert, — offenbar in tendenziöser Färbung der ursprünglich harmloseren Auffassung der Thiercharaktere, wozu freilich ältere schriftliche Belege fehlen.

Der Humor ist den Germanen ein ebenso eigenthümlicher Zug wie die Reckenhaftigkeit; auch vereinigt er sich sehr wohl mit dem Heldenhaften einer Nation. Hierfür finden sich auch bei anderen Völkern Zeugnisse. Neben den homerischen Helden Achilles, Diomedes, Ajax und Hector sehen wir die Karrikatur eines Thersites, und einen komischen Gegensatz zu Odysseus bildet der plumptäppische Cyklope Polyphem. Ebenso fehlen in den germanischen Sagen solche Typen nicht. Man denke an den Riesen Kuperan in der Sage vom gehörnten Siegfried und an den sonderbaren Heiligen, den grimmigen, rauhbärtigen Mönch Ilsan in der Sage vom Rosengarten zu Worms. In der Thiersage liegt das Komische schon in der Art, wie menschliches Leben und Gemeinwesen von den Thieren nachgeäfft wird. Und welche Schalkhaftigkeit läßt sich schon in der Wahl gewisser Thiere für gewisse Stände, wie z. B. den Geistlichen, den Sekretär und dergl., anwenden. Wessen Phantasie nicht lebendig genug sein sollte, sich die einzelnen Scenen, wie z. B. die Leichenprozession der gemordeten Henne, menschlich auszumalen, den erinnern wir an die meisterhaften Illustrationen Kaulbachs oder an die vortrefflichen Wiedergaben ausgestopfter Thierexemplare, wem sie bekannt sind, s. Z. im Zooplastischen Kabinet zu

Digitized by Google

Frankfurt a. M. Und wer könnte sich bei den Streichen des Erzschelms Reineke, über die Art, wie er Allen mitspielt, des Lachens erwehren? Wohnt doch eine gewisse Schadenfreude den meisten Menschen inne.

Die Komik bekundet sich aber auch schon in den Namen. Aehnlich wie in der fälschlich dem Homer zugeschriebenen Parodie, der Batrachomyomachie, d. h. „Frosch- und Mäusekrieg", die Helden auf beiden Seiten komische Namen je nach ihrem Aufenthalt und ihrer Lebensweise führen, z. B. die Frösche: „Pausback, Sangfreund, Schlammbewohner, Sumpfgern", die Mäuse dagegen: „Topfdurchkriecher, Tellerbelecker, Schinkenbenager und Käseaushöhler" heißen, so auch in der Thiersage die Henne „Kratzfuß", der Widder „Bellin" d. i. der Blökende, der Esel „Baldewein" d. h. der Selbstzufriedene, die Wölfin „Giermut", der Rabe „Merkgenau" und seine Frau „Scharfknipp". Klingen diese schon harmlos, so fehlt es auch nicht an solchen voll beißender Satire — ohne Zweifel späterer Entwickelung. So wenn ein Abt „Schluckauf", ein päpstlicher Legat „Krümmsrecht", ein Kardinal „Nimmersatt", ein Dekan „Nimmvonallen" und dergl. genannt wird. Die Satire blieb aber bei den bloßen Namen nicht stehen. Wie bereits angedeutet, fühlt man die Beziehungen auf den großen weltgeschichtlichen Streit zwischen Reich und Kirche klar heraus. Eine große Verbitterung der Laienwelt gegen die Geistlichkeit macht sich geltend, und man spürt innerhalb des Mönchthums selbst den Zug der Reformation des alten Benediktinerordens durch den der Cisterzienser. Da die Verfasser selbst Geistliche sind, so liegt in dem Angriff gegen den eigenen Stand etwas Großartiges. Bald geißeln sie ihre eigenen inneren Mönchszustände, bald kehrt sich der Stachel nach außen gegen die Weltgeistlichkeit, bald fühlt man gehässige Eifersucht gegen den neuen Cisterzienser-Orden heraus, besonders gegen dessen Hauptvertreter Bernhard v. Clairvaux. Enthält

Digitized by Google

schon der scheinheilige Fuchs im Mönchskleide mit seiner erheuchelten Reue und Buße, sowie seinem raschen Rückfall eine bittere Satire auf die äußere Werkheiligkeit gewisser Geistlicher, so erweckt der Wolf in der Kutte unwillkürlich die Erinnerung an jene bekannte Bibelstelle vom Wolf im Schafskleide. Und welcher Hohn liegt in der Beichte Reinekens, indem er, statt sich seiner eigenen Sünden anzuklagen, zumeist von den Sünden Anderer spricht, als wolle er sich damit weiß waschen! Doch lag, auch unserer Meinung nach, dieser ausgeprägte Zug einer scharfen Satire gegen die Geistlichkeit nicht in dem ursprünglichen Charakter der ältesten Thiersage; hierfür fehlen aber schriftliche Belege.

Nicht minder scharf wird die Satire nachträglich gegen das weltliche Regiment, gegen Hofleben und zerfahrene politische Zustände. Es ist ein wahrer Hohn, wenn hier vom Landfrieden gesprochen wird, wo beinahe alles räubert nach seiner Weise, wo der König und die Großen nicht besser sind als die Kleinen, wo ein aalglatter Schuft und Heuchler triumphiren kann über Recht und Ehrlichkeit. Auch hier erblicken wir ein treues Spiegelbild der Zeit vor der Reformation, der Mißbräuche in der damaligen Kirche, den grobsinnlichen Anschauungen, wie man Sünde durch Ablaß und Romfahrt wieder gutmachen könne und wie auch die weltlichen Machthaber mit schlechtem Beispiel vorangingen. Dies sind also tendenziöse Geißelungen religiöser und politischer Zustände, wie sich überhaupt je nach der Strömung der Zeit Wandlungen und Zusätze in unserer Thiersage vollzogen haben mögen, so daß sich ein bestimmtes Jahr für die Ausbildung der deutschen Thiersage, wie wir in Obigem entwickelt haben, nicht nachweisen läßt. Führte z. B. die Erwähnung des Gothenkönigs Ermenrich auf die Dietrich-Sagen, so fehlt es auch nicht an einer offenkundigen Anspielung auf die Gralsage. Unter den Kostbarkeiten des vergrabenen Schatzes des Königs

Digitized by Google

Ermenrich nämlich, von dem der Fuchs dem König Nobel und seiner Gemahlin vorschwindelt, befand sich auch ein Ring von wunderbaren Eigenschaften, deren Aufzählung auffallend an die Wunderkraft des hl. Grals erinnert: er schützt vor allen Gefahren, heilt alle Krankheiten, verleiht unüberwindliche Kraft, und sein Karfunkel leuchtet nachts wie die Sonne; ja selbst die Inschrift fehlt ihm nicht. Solche Bestandtheile datiren also wie alle Parodien aus einer Zeit, wo man die heldenhaften Stoffe schon ironisirte. Beobachtenswerth sind in dieser Partie auch die Erwähnungen antiker Sagenstoffe, wie das Urtheil des Paris, als Reliefdarstellungen auf dem Wunderkamm und Spiegel.

Unterscheidet sich nun schon der Stoff der zuletzt in plattdeutscher Sprache fixirten Thierepik wesentlich von dem der mittelalterlichen Heldenlieder, so wandelt naturgemäß auch die Sprache und Rhythmik nicht auf dem hohen Kothurn und in der heroischen Form eines Nibelungenliedes oder Parcival. Schon der niederdeutsche Dialekt, wie auch die kurzen gereimten Zeilen, sogenannte Knittelverse, markiren die Muse niederer Dichtgattung und nähern sich dem geschwätzigen Volkston des gewöhnlichen Lebens. An Stelle des heroischen Pathos, kühner Bilder und Vergleiche treten volksthümliche Sentenzen, Witzworte und Sprichwörter, ja humoristische Spitznamen, an denen das gemeine Volk ja bis auf den heutigen Tag unerschöpflich ist. Eigenthümlich ist die Vermischung der Thierwelt mit wirklich auftretenden Menschen, während doch die Thiere an und für sich schon menschliche Züge an sich tragen. Doch die eigentliche Menschenwelt tritt nur im Hintergrund als Staffage auf, wie z. B. der Zimmermann Rustevil, d. h. verrostete Feile, ferner der Pfaffe und seine Haushälterin Jutte, eine Koseform für Judith, aber unmöglich für Johanna, was sprachlich ganz undenkbar ist. Damit fällt die in dem Namen gesuchte Anspielung auf die

Digitized by Google

Päpstin Johanna (812—822) weg, für welche auch sachlich jeder Vergleichungspunkt mit der Haus- und Zuhälterin unseres Pfaffen fehlt. Von wesentlich eingreifendem Einfluß sind aber diese Personen nicht, wenn auch die Satire auf das Leben der Geistlichkeit darin fortgesetzt erscheint.

Das wahrhaft Volksthümliche der Thiersage bekundet sich aber zunächst in der Vorliebe des Volkes, den Menschen mit Thieren zu vergleichen, ganz besonders in der häufigen Anwendung sprichwörtlicher Redensarten, wie sie in unserem Thierepos besonders dem Helden Reineke in den Mund gelegt werden. Klingen auch manche in seinem Munde nicht recht ernst gemeint, oder gar frivol, so enthalten doch viele treffliche Lebensweisheit und praktische Klugheitsregeln, und insofern wohnt, auch abgesehen von dem getreuen Spiegelbilde menschlichen Lebens, hie und da eine Moral in unserem Gedichte. Als solche wollen wir zum Schlusse noch einige anführen. „Uebel gewonnen, übel zerronnen", „Maß ist zu allen Dingen gut", „Wer die Obrigkeit nicht ehrt, ist keiner guten Obern werth", „Das Glück, das nur dem Kühnen frommt, dem Blöden nie zu Hülfe kommt", „Nach seinen Tugenden und Gaben wird man erniedrigt und erhaben", „Wem's wohl geht, dem ist Jeder hold, er schwimmt in Freundschaft, wie in Gold". Verfänglicher klingen schon in Reinekens Munde die Mottos: „Noth kennt kein Gebot", „Lieber geschworen als geschoren" und „Wer immer Wahrheit reden will, wird überhaupt verfolgt sehr viel" u. a. Wenn also der Schluß unseres Gedichtes empfiehlt, sich immer in Klugheit zu üben, so ist dies eine bedenkliche Mahnung am Beispiele Reinekens, der durch Lug und Trug obsiegt und zu Ehren kommt. Ebenso klingt die Lehre, das Laster zu fliehen und die Tugend zu lieben, fast wie Ironie; denn wir erkennen keine Bestrafung der Bosheit in unserem Gedichte. Viel eher können wir das andere Facit,

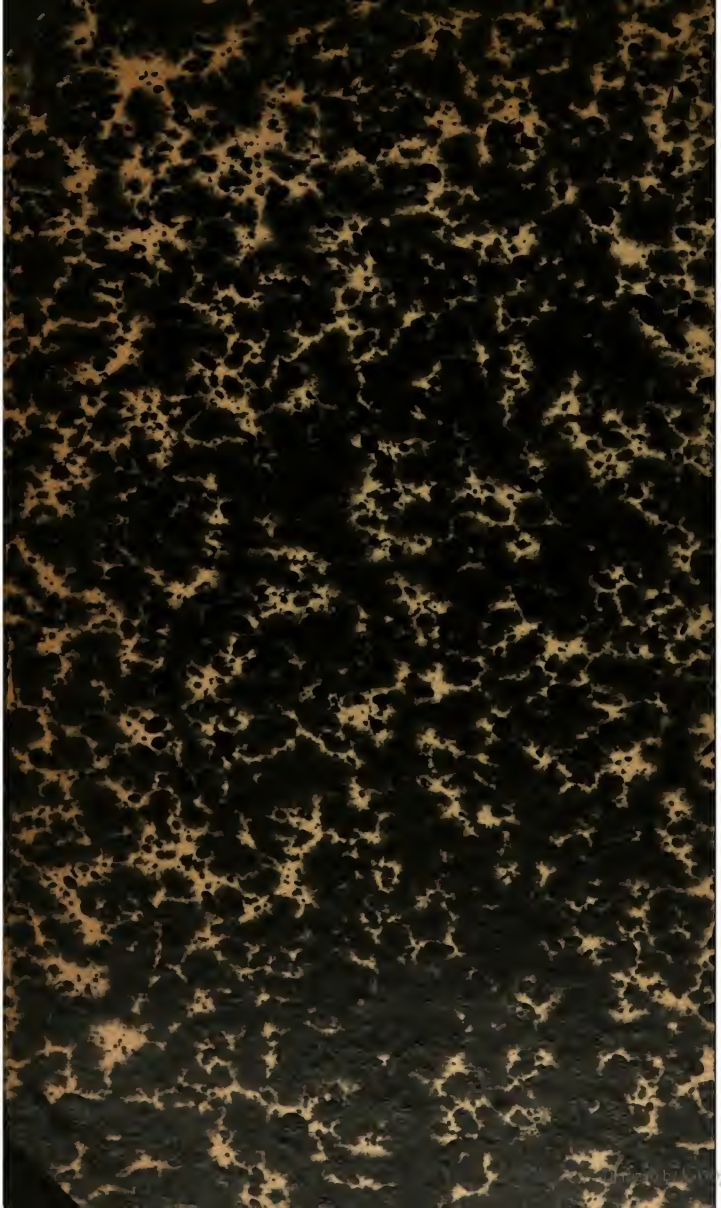
Digitized by Google

das der Dichter zum Schluſſe zieht, unterſchreiben und das nach Soltaus Ueberſetzung alſo lautet:

„Dies Büchlein zeigt, um guten Kauf,
Die Welt und ihrer Bürger Lauf.
Wer's fleißig lieſt und wohl verſteht,
Sieht, wie's in allen Ständen geht."

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 047241417

Digitized by Google